

Für ein Europa der Übergänge

Literaturtheoretische Überlegungen zur Einleitung

Iulia-Karin Patrut/Reto Rössler

1. Europa – ein pluraler und emphatischer Begriff

In seiner wechselvollen Ereignis- und Kulturgeschichte wurde Europa vorzugsweise und vor allem anderen als eines gefasst: als eine ›große Idee‹. Derartige Pathos vermag in politischen Kontexten gleichermaßen ›Großes‹ zu bewirken – dies zuweilen im Guten, zu häufig jedoch auch im Schlechten. Im Zeichen Europas hat man die schlimmsten Menschheitsverbrechen an Kulturen und Völkern in der außereuropäischen Welt verübt; in den europäischen Einigungsbestrebungen zugleich aber auch Potenziale für Demokratie und ein friedvolles Miteinander erkannt und auf sie hingewirkt (vgl. Wertheimer 2020).

Doch auch jenseits dieser beiden Extrempole ist Europa ein Begriff, der im Laufe seiner Geschichte, speziell der des 20. Jahrhunderts, vielfältige Semantisierungen, Umbesetzungen und Neudeutungen erfahren hat, sei es in seiner Bestimmung als ›Abendland‹, als ›Pan-‹ oder ›Mitteleuropa‹ (vgl. Greiner 2014). In all diesen Fällen handelt es sich um Konzeptualisierungen Europas sowie des Europäischen, die sich »deutlich von den heutigen liberal-demokratischen Konzepten eines politisch und wirtschaftlich integrierten Kontinents« (Beßlich/Heise 2021: 123) unterscheiden. Gerade jene konzeptuelle Distanz vermag daher dafür zu sensibilisieren, dass ›Europa‹ nicht nur ein historisch variables Reflexionsprodukt, sondern auch seinerseits ein theoretisches Substrat für gegenläufige Zuschreibungen, solche des elitäristischen und antiliberalen wie auch des interkulturellen Denkens (und Schreibens) bildete.

Indes war und ist Europa nicht lediglich ein heterogener, umkämpfter und ›krisenhafter‹ (vgl. Klaeger/Wagner-Egelhaaf 2016), sondern in dieser Eigenschaft überdies ein Begriff *rhetorischer Emphase*. So hat man meist für

oder *gegen* Europa geschrieben, ist *für* ein geographisch begrenztes, christlich-abendländisch geprägtes oder wie auch immer *identifizierendes* Europa eingetreten. In dieser Hinsicht ist Europa Teil einer Geschichte politischer Leidenschaften, an der nicht zuletzt Schriftstellerinnen und Schriftsteller in Gestalt von Essays und Manifesten mitgewirkt haben (vgl. Lützel 1992). Andererseits bot die Darstellung des Kontinents wegen der jahrhundertlang vorhandenen Offenheit möglicher Europa-Entwürfe Anlass zur Entwicklung und Erprobung literarisch-künstlerischer Verfahren, die vormalig Gegensätzliches miteinander verbanden. Solche poetisch gestalteten Verbindungen begünstigen gerade nicht neue Identifikationen, sondern sie werden als *poetische Reflexion und Kritik* an den diskursiven Ordnungsschemata manifest; sie zeitigen dekonstruierende Effekte und ermöglichen Selbstbeschreibungen in Kategorien des Übergängigen oder des Ähnlichen (vgl. Patrut/Rössler 2019). Aus diesem Grund hat die Fragestellung dieses Bandes nicht nur großes Potential für die Interkulturalitätsforschung, sondern auch für die Literaturtheorie.

2. Das Übergängige, Kleine und kulturell Vernetzende. Über Europa sprechen und schreiben, ohne zu essentialisieren

Mit dem an Deleuze/Guattaris *Kafka*-Studie angelehnten Titel *Pour une littérature mineure* (1975) schreibt sich der vorliegende Band auf seiner textuellen Oberfläche in ebenjene Tradition von ›Europa-Plädoyers‹ ein (vgl. Lützel 1987). Gleichwohl richtet sich der inhaltliche Fokus hier vielmehr auf literarische Texte (im engeren Sinne), die sich im Mindesten komplementär, wenn nicht gar subversiv zur expositorischen Textgattung der Manifeste verhalten. Denn laufen die hier ›manifest‹ gemachten Begriffe Europas und des Europäischen nicht selten Gefahr, Festschreibungen, Verallgemeinerungen und Essentialisierungen zu unterliegen, so zeichnen sich literarische Texte aufgrund der ihnen eigenen Mittel wie Fiktionalität, Mehrdeutigkeit, Ambivalenz und Ambiguität, Vielstimmigkeit, Ironie und Intertextualität durch ein ungleich höheres Maß an Rekursivität und Relationalität kultureller Zuschreibungen aus.

Europa ›in Übergängen‹ zu denken und literarisch zu entwerfen, kann hier als eine ästhetische Intervention und ›Gegenrede‹ begriffen werden und lässt sich nochmals in verschiedene Ebenen auffächern: Es (1) meint in *räumlicher* Hinsicht eine Darstellung jenseits der Dichotomien von Zentrum und

Peripherie und eines Raums der fluiden Grenzen und Transfers; (2) versteht sich *zeitlich-diachron* im Sinne von Ästhetiken, die historisch wie systematisch entfernte Semantisierungen Europas chronotopisch überlagern bzw. diegetisch in Berührung bringen; (3) begreift sich als vielstimmiger fiktiver *Diskursraum*, in dem Europa und das Europäische durch Erzähler- und Figurenrede immer wieder neu und anders gefasst zu werden vermögen sowie (4) als *utopischer Ort*, in dem die Literatur nicht lediglich die Vergangenheit und Gegenwart Europas rekonstruiert, sondern Zukünfte Europas, sein mögliches, utopisches Werden voraus entwirft.

Die literatur-, kultur-, übersetzungswissenschaftlichen Studien des Bandes sind damit allesamt der nur auf den ersten Blick und rein aussagelogisch betrachtet paradoxalen Frage gewidmet, wie sich ein offenes, kulturell wandelbares und plurikulturell-diverses Europa fassen lässt, ohne es ›auf den Begriff‹ zu bringen (vgl. Bhatti 2016). Auch in dieser Hinsicht steht die literarische Figuration des ›Übergangs‹ in enger Nähe zum Konzept der ›kleinen Literatur‹ bei Deleuze/Guattari, insbesondere der Vorstellung einer ›determinialisierenden‹ Funktion literarischer Texte, insofern diese es vermögen, Beziehungen zwischen Kultur und Territorium zu entkoppeln (vgl. Deleuze/Guattari 1986: 6).

Doch auch in Romanen wie etwa dem *Mann ohne Eigenschaften* Robert Musils finden sich entsprechende metapoetologische Reflexionen, die der ›großen Idee‹ (Mittel-)Europas, deren Realisierungsversuch ›von oben‹ in Gestalt der ›Parallelaktion‹ im Roman als problematisch ausgewiesen wird und letztlich scheitert, ein de-essentialisierendes, kulturell vernetzendes Denken in Relationen, Ähnlichkeiten und Übergängen des Protagonisten Ulrich entgegenstellen.

Über die vier oben genannten Bestimmungen eines ›Europas der Übergänge‹ hinaus lässt sich die Figur des ›Übergangs‹ jedoch auch in *literaturtheoretischer* Hinsicht nochmals schärfer profilieren und dabei auch auf ihr interkulturelles Potenzial hin befragen. Obgleich ›Übergang‹ und ›Übergängigkeit‹ zweifellos zum Grundbestand literarischer Figurationen zählen, sind beide in ihrer literarischen Funktion und Bedeutung bisher noch eher unterbelichtet geblieben.

3. Literarische Figurationen des Übergangs – literaturtheoretische Überlegungen

In dem 2020 erschienenen Band *Literaturtheorie nach 2001* (Durdel u.a. 2020) gibt es einen aufschlussreichen Artikel zum Thema ›Grenze‹, jedoch keinen zum ›Übergang‹. Dabei endet der Beitrag, der dem literaturtheoretischen Potential von Grenze gewidmet ist, mit einem Plädoyer für die Notwendigkeit, auch in theoretischer Hinsicht zwischen »Extremen zu verhandeln« (Durdel/Ernst 2020: 55), also Übergänge zu denken:

Auf der einen Seite stehen die eingegrenzte Ontologisierung und provinzielle Fetischisierung ›fremder‹ Differenz. Auf der anderen das Projekt einer grenzenlosen Weltliteratur, die im Zeichen eines globalen Englisch durch Anthologisierung und Kanonisierung, jegliche Literatur, die sich international behaupten kann, über einen Kamm schert. (Ebd.)

In der Tat stellt sich, auf das Literatursystem bezogen, die Frage, wie diese Opposition aufgelöst werden kann. Die Faktoren, die hier angesprochen sind, lassen sich erstens zwar beschreiben, aber kaum beeinflussen, und zweitens wird damit wenig über die literarischen Texte selbst ausgesagt, sondern eher etwas über ihr diskursives Umfeld sowie über ihre Produktions- und Rezeptionsbedingungen. Diese Dynamiken des literarischen Feldes (vgl. Bourdieu 2001), die dem Primat des Ökonomischen unterliegen, sowie die kollektiv-diskursiven Dynamiken, die zu Essentialismus und Othering führen (vgl. Brons 2015), kommen zwar als Kontext literarischer Texte sowie als möglicher Gegenstand literarischer Verhandlung in Betracht, aber die Funktionsweise der Sinnbildungsprozesse im literarischen Text selbst wird damit noch kaum erhellt.

Selbst der Kulturosoziologe Pierre Bourdieu hat darauf hingewiesen, dass ein »Kurzschluß-Effekt« (Bourdieu 1991: 110) eintritt, wenn Inhalte literarischer Prosa unmittelbar und wahllos auf soziale Realitäten bezogen werden. Zum spezifischen Umgang mit Sprache, den literarische Texte pflegen, gehört es, dass ihre Referenzialisierbarkeit Teil ihrer Analyse sein muss. So lassen sich aus der Lektüre von Goethes *Werther* vorsichtige Auskünfte über den Umgang mit Schusswaffen im ausgehenden 18. Jahrhundert gewinnen, die als solche in sozial-, diskurs- und affekthistorische Studien einbezogen werden können – vorausgesetzt, eine sorgfältige Analyse des Stellenwerts einzelner Episoden in der textlichen Eigenlogik ist dem vorausgegangen. Über die Fra-

ge nach Kontexten des Wissens in literarischen Texten stellt sich somit die Frage nach deren Eigenlogik, und damit die nach ihrer Wirklichkeitserzeugenden Kraft. In dieser Hinsicht wäre der ›Einsatzpunkt‹ des Romans in der Inszenierung dichterischer Subjektivität in ihren volatilen Grenzverläufen zu sehen, mit der Implikation, dass innere Vielstimmigkeit, Perspektivierung, Ironie und karnevaleske Elemente es begünstigen, etablierte Differenzen in Übergänge zu überführen. Bezüge zwischen dem literarischen Text und Wissen(schaften) lassen sich dort aufzeigen, wo der Roman überwertige Ideen, wahnhaft Vorstellungen sowie die Störungsanfälligkeit der Grenze zwischen Ich und Welt, also paradigmatisch psychische Vorgänge, beschreibt, die später die Psychoanalyse in eine theoretische Sprache fasst, die nach dem Code ›wahr/falsch‹ für sich in Anspruch nimmt, unmittelbar auf den fokussierten Gegenstand zuzutreffen.

Auch der Systemtheoretiker Niklas Luhmann nähert sich in *Die Kunst der Gesellschaft* (1995) der spezifischen Referenzialisierbarkeit von Literatur, indem er die Differenz und daraus resultierende Spannungsmomente in den Blick nimmt, die zwischen dem Gebrauchssinn der Wörter einerseits und einer Vielzahl weiterer Verweisungsebenen im Text andererseits entstehen – Verweisungsebenen, die hauptsächlich auf Rekursionen und darauf aufbauenden komplexen Relationen beruhen:

Worte haben und ›bedeuten‹ ihren normalen Gebrauchssinn und verweisen damit auf etwas anderes, nicht nur auf sich selbst. Sie haben und ›bedeuten‹ zugleich aber auch ihren besonderen Textsinn, in dem sie die Rekursionen des Textes vollziehen und weiterführen. Das Textkunstwerk organisiert sich selbst mit Hilfe dieser Klangliches, Rhythmisches und Sinnhaftes kombinierenden selbstreferentiellen Verweisungen. Die Einheit von Fremdreferenz und Selbstreferenz liegt in der Wahrnehmbarkeit der Worte. Die Differenz der beiden Referenzrichtungen kann bis zu krassen Diskrepanzen getrieben werden, so daß, in Gedichten etwa, Worte für den Text das Gegenteil von dem besagen, was im normalen Sprachgebrauch üblich ist. (Ebd.: 75)

In den Spannungsmomenten zwischen diesen beiden Richtungen der Sinnangebote liegt die Eigenlogik und damit die künstlerische Qualität des Textes, der, anders als andere Formen stark verdichteter Kommunikation, seine eigene Selbstbeschreibung und damit einen Beitrag zu seiner eigenen Theoretisierung mit enthält:

Die Artikulation von Differenz und Einheit wird also nicht nur, wie man meinen könnte, über die Themen (Liebe, Verrat, Hoffnung, Alter – was immer vermittelt. Das auch, aber die künstlerische Qualität eines Textes liegt nicht in der Themenwahl, sondern in der Wortwahl. In der Dichtung wird, wie sonst kaum möglich, das Kunstwerk mit seiner Selbstbeschreibung vereint. (Ebd.)

Worauf der literarische Text im Einzelnen zutrifft, bleibt daher Gegenstand der literarischen Analyse, die sich ihrerseits als wissenschaftlicher Text darin bewähren muss, dass ihre Argumentation die Selbstbeschreibung literarischer Texte umfassend und plausibel in alle interpretierenden Anschlussunterscheidungen einbezieht.

Auch über die Reichweite eines einzelnen literarischen Textes hinaus ist freilich Theoretisierung möglich: Die Verfahren und Arten des Verweisens sowie mögliche Implikationen und Effekte (u.a. Gesellschaftsanalyse und -kritik, Wissenschaftskritik, Präfiguration neuer Erkenntnisformen und -formate) können grundsätzlich literaturtheoretisch erfasst werden. Hier liegt eines der größten Potentiale für die Literaturtheorie: Es gilt, die Modalitäten der Bezugnahme, Reflexion und semantischen Aktion literarischer Texte in den Wechselbeziehungen, die sie selbst hin zu Wissensbeständen, gesellschaftlichen Praktiken und epistemischen Rahmungen herstellen, genauer zu bestimmen. Erste Ansätze dazu gibt es bereits im großen und heterogenen Umfeld des Formalismus, insbesondere bei Jurij Tynjanov, der bereits in seinem 1924 zuerst in russischer Sprache veröffentlichten Aufsatz darlegte: »Das Wechselverhältnis von Konstruktions-Faktor und Material muß immerzu abwechseln und schwanken, um dynamisch zu sein.« (Tynjanov 1967: 20) Das »Material« bilden dabei Ausschnitte aus dem gesellschaftlichen Diskurs, an und in dem mittels ästhetischer Sinnkonstruktion kritisch-reflexiv gearbeitet wird. Luhmanns zuvor angesprochene Kunsttheorie lässt sich als Übersetzung dieses Ansatzes in eine andere Theoriesprache auffassen. Den Theorien von Tynjanov und Luhmann gemeinsam ist, dass innerliterarisch im *Momentum des Übergangs* zwischen aktualisiertem alltagssprachlichem Referieren (»Material«) und eigenlogischem Text-Sinn ein ästhetischer Gehalt auszumachen ist, dem transformatorische Potentiale für das Individuum, die Gesellschaft und die Episteme zugesprochen werden können.

Erst dadurch kann die viel grundsätzlichere Frage der Referenzialisierbarkeit literarischer Texte erhellt werden – selbstverständlich stets im Bewusstsein dessen, dass all diese Sinnprozesse auf das Sich-Einlassen der Rezipien-

tinnen und Rezipienten angewiesen sind. Nach Wolfgang Isters *Der Akt des Lesens* ist es selbstverständlich, dass während des poetischen Versuchs, die ästhetisch codierten Gehalte literarischer Texte zu aktualisieren, auf frühere Erfahrungen und Wissensbestände zurückgegriffen wird, während es aber andererseits zur Neubewertung, Umgestaltung und Neuordnung früherer Vorstellungen kommt (vgl. Ister 1984: 216f.) Dies impliziert, dass den Leserinnen und Lesern von einem literarischen Text wesentlich mehr abverlangt wird, als bei der Lektüre eines wissenschaftlichen Textes. Denn während wissenschaftliche Kommunikation darauf angewiesen ist, den Gegenstand wahrer Aussagen klar zu benennen, entwirft der literarische Text komplexe Konjekturen, die sich zum Ich-, Welt- und Wissenschaftswissen der Leserinnen und Leser *verhalten*. Diesem Verhältnis nachzugehen bedeutet, Differenzmomente zwischen der Gesamttextlogik und der schon bekannten Logik des Diskurses zu identifizieren, und zwar synchron (im Verhältnis zur Episteme und Gesellschaft der Entstehungszeit des Textes), retrospektiv (im Sinne nachträglicher Bestandsaufnahme und Analyse von Geschichte im literarischen Text) und prospektiv (mit Blick auf literarische Präfiguration von Recht, Wissenschaften, Demokratie, Ethik/Moral u.a.).

Von einer dialektischen Bezugnahme von Kunst und Gesellschaft aufeinander, immer vermittelt durch den Leser bzw. die Leserin, ging bereits Umberto Eco aus, und in der Annahme, der literarische Text sei im Zuge der Rezeptionsarbeit der Leserinnen und Leser in der Lage, »verschiedene, unvorhergesehene, physisch noch nicht realisierte Strukturen anzunehmen« (Eco 1973: 42), ist, zumindest implizit, die These enthalten, dass es gerade die literarisch präfigurierten Übergänge sind, die das Neue in die Welt bringen. Epistemische, soziale und politische Transformationsprozesse können in literarischen Texten angestoßen werden, indem Übergänge dargestellt und damit Grenzen, die politisch-geographisch, ethnisch, kulturalistisch, geschlechtlich oder anderweitig begründet wurden, als fragwürdig, unhaltbar, illegitim oder gewaltträchtig wahrnehmbar werden.

Der Darstellung von Übergängen in literarischen Texten kommt also große Relevanz zu, weil sich dort die gestaltende Kraft literarischer Texte besonders deutlich manifestiert. Das transformatorische Vermögen der Literatur lässt sich im Rekurs auf Novalis, Friedrich Hölderlin, Friedrich Nietzsche und Michel Foucault mit der Denkfigur des Übergangs verbinden (vgl. Johann/Patrut/Rössler 2019). Wenn über Grenzen hinweg, deren Realität und Geltung im Diskurs, einschließlich der gesellschaftlichen Praktiken, unbestritten sind, Übergänge dargestellt werden, kommen, soziologisch ausgedrückt,

Variationen in die Welt, die in anderen Bereichen als der Literatur wählbar werden. Dies umschreibt nichts anderes als Transformation: Wenn im literarischen Text beispielsweise ontologisierte und im Diskurs – womöglich auch in exakten Wissenschaften – gemeinhin als ›fremd‹ markierte Differenzen in Übergänge überführt und somit aufgelöst werden, sind die betroffenen Wissenschaften bzw. ist der Diskurs darauf angewiesen, sich zu rekonfigurieren, das heißt andere Leitunterscheidungen zu entwerfen, die weniger angreifbar sind. Übergänge stellen eine Variation der Episteme dar, die nicht nur Evolution ermöglicht, sondern durchaus subversiven Charakter hat: »Alle Variation tritt mithin als Widerspruch auf« (Luhmann 1997: 46). Freilich ist dabei nicht vorhersehbar, welche durch literarische Übergänge präfigurierten Transformationen in den gesellschaftlichen Teilbereichen, die anvisiert sind, tatsächlich selegiert werden (also für Anschlussoperationen in Betracht gezogen werden oder in die Normalität einfließen). Selbstverständlich kann Literatur die gesellschaftliche und epistemische Evolution nicht steuern, aber sie stellt die semantischen Ressourcen dafür in wesentlichem Maße her, während sich das Neue (also z.B. aufgelöste Grenzvorstellungen) im anvisierten Umfeld erst bewähren muss: »Die innovierten Strukturen müssen dem System eingepaßt und mit seinen Umweltverhältnissen kompatibel werden, ohne dass im Voraus (bei der Selektion) ausgemacht werden könnte, ob und wie das gelingt.« (Ebd.: 48)

Nicht zuletzt sind die Implikationen der Infragestellung von Grenzziehungen für das Konzept der Individualität, das aus dem europäischen Selbstverständnis spätestens seit der Klassischen Moderne nicht mehr wegzudenken ist, gewaltig. Denn das Individuum – auch und gerade wenn es sich als Subjekt von Solidarität begreift – ist Ergebnis autonomer und nicht vollständig kommunizierbarer Sinnschöpfungsprozesse: »Wir Alle sind kein Material mehr für eine Gesellschaft: das ist eine Wahrheit, die an der Zeit ist!« (Nietzsche 1980 [KSA 3]: 597; Herv. i. Orig.)

Dies bedeutet wiederum, dass das literarische Vermögen, Übergänge zu präfigurieren, zur unhintergehbaren, notwendigen Ressource, ja zur Möglichkeitsbedingung für Individualität avanciert. Es ließe sich argumentieren, dass damit ein frühromantisches Theorem eingelöst wurde, demzufolge Individualität auf Kunst und diese auf die Fähigkeit, Grenzen zu dekonstruieren und neue Leitunterscheidungen zu präfigurieren, angewiesen ist. In diesem Sinne argumentiert schon Novalis, nichts sei »poetischer als Übergänge und heterogene Mischungen.« (Novalis 1977 [Bd. 3]: 587) Gerade für das Selbst-

verständnis Europas gewinnt die literarische Gestaltung von Übergängen an Bedeutung, dergestalt, dass der Kontinent für seine Selbstbeschreibungen das kritische Potential literarischer Übergänge selegiert und die Definitionsmacht des Kollektivs über die Einzelnen schwindet. Nicht nur Schriftstellerinnen und Schriftsteller, sondern tendenziell alle Individuen betrachten es zunehmend als ihr gutes Recht, ethnisch oder kulturalistisch codierte Grenzziehungen zu überschreiten und ›heterogene Mischungen‹ als Teil der Normalität zu betrachten.

Gegenwärtig befinden sich die meisten europäischen Gesellschaften an einem ›tipping point‹: Was literarisch seit rund 250 Jahren – spätestens seit Lessings *Nathan der Weise* – präfiguriert wurde, nämlich ethnische, kulturelle und religiöse Hybridität als selbstverständliche Normalität in Anspruch zu nehmen, fließt zunehmend auch in die Strukturen anderer gesellschaftlicher Teilbereiche ein, was zugleich eine Absage an essentialistische Legitimationen von Nation oder anderen Formen politischer Vereinnahmung im Namen von Kollektiven darstellt. Auch die Europäische Union sowie ihre Mitgliedsstaaten sind davon betroffen, dass Hypercodierung von Individualität durch vermeintliche kollektive Identitäten aufgrund von Religion, Ethnie oder Geschlecht nur noch in kleinen Kreisen Überzeugungskraft entfaltet.

Das Selbstverständnis Europas als ein kultureller und sozialer Raum, in dem Individualität und kollektive Selbstbeschreibungen *im Übergang* befindlich sind, geht einher mit einem Selbstverständnis der (literarisch vorangetriebenen) Kritik von Grenze und Grenzziehung in Permanenz. Yoko Tawada, der in diesem Band ein Aufsatz gewidmet ist, beschreibt dies in ihrem Essay *Eigentlich darf man es niemandem sagen, aber Europa gibt es nicht* wie folgt:

Es ist nicht einfach, sie [die Figur ›Europa‹] zu kritisieren, weil sie sich selbst ständig kritisiert, und zwar so schnell und so gut, dass kein anderer das besser könnte. Sie kritisiert sogar eine andere Kultur, wenn sie zu sehr von ihr beeinflusst wird. Ihre Kritik lautet in diesem Fall: ›Warum bleibst du nicht Du selbst? Warum ahmst du mich nach? Ich bin doch schlecht.‹ Europa ist eine Meisterin der Kritik, und das macht eine ihrer Eigenschaften aus. Wenn sie nicht kritisiert, so verschwindet sie. (Tawada 2011: 49)

Für diese laut Tawada männlich codierte Figur Europa ermöglicht ständige (auch ästhetisch artikulierte) Kritik jene Übergänge, die ihrerseits verhindern,

dass eine Identität Europas arretiert werden kann. Sie stellt außerdem die Transformabilität Europas sicher.¹

4. Ausblick auf die Beiträge

Die Beiträge dieses Bandes thematisieren unterschiedliche Facetten eines ›Europas der Übergänge‹. Sie lassen keinen Zweifel daran, dass literarische Texte das Übergänge in Europa zunehmend als selbstverständliche Umweltbedingung betrachten und auf diesem Hintergrund spezielle Irritationen, Konfliktmomente, Widersprüche und persistierende wie neu aufgekommene Machtasymmetrien beschreiben. Auch zeigen die literaturwissenschaftlichen Beiträge, dass die offene Darstellungsarbeit an Figurationen Europas weiterhin innovative Effekte für künstlerische Verfahren zeitigen. Dies gilt für Selbstbeschreibungen in mehrsprachigen Gesellschaften Ost- und Mitteleuropas (Anita Czeglédy; Réka Jakabházi; Boris Golec), wo im Spannungsfeld der Verhandlungen Europas poetisch gestaltete Übergänge Zugehörigkeiten und Selbstentwürfe pluralisieren. Es gilt auch für die Auseinandersetzung mit der deutsch-jüdischen Geschichte und Gegenwart in Europa (Constantin Sonkwé Tayim; Izabella Nyári), denn die Zuschreibungen interner Fremdheit zeitigen Exklusionseffekte, die vor dem Hintergrund des Spannungsverhältnisses zwischen Nation und Europa eine Eigendynamik entwickeln. Und schließlich gilt es für das Verhältnis Europas zu Afrika (Boaméman Douti), wo in der Folge kolonialer Machtasymmetrien interkulturelle Begegnungen mit Erinnerungen an Gewalt belastet sind. Andere Beiträge widmen sich der Entstehung eines übergängig-heterogenen Selbstverständnisses als Europäerinnen und Europäer (Jean Bernard Mbah; Nashwa Abu Seada; Katrine Fleckner Gravholt; Julia Erol), heterotoper urbaner Räume wie Lissabon (Fernando Martins de Toledo) oder durch Übersetzung entstandener Fremdbilder Frankreichs (Louis Ndong). Nicht zuletzt untersuchen zwei Aufsätze die Innovationskraft ästhetisch-literarischer Gestaltung von Übergängen (Arianna di Bella; Renuprasad Patki) in allgemeinerer Hinsicht.

Im Aufbau des Bandes schlägt sich die Relevanz des Paradigmas ›Europa der Übergänge‹ für die verschiedenen Teilbereiche der Germanistik nieder;

1 Ob und inwiefern diese ›Meisterschaft der Selbstkritik‹ auch Machtasymmetrien zwischen Europa und anderen Kontinenten perpetuiert, wie Tawada es nahelegt, müsste gesondert untersucht werden.

die Gliederung orientiert sich an den Teildisziplinen Literaturwissenschaft, Kultur- und Übersetzungswissenschaft sowie interkultureller Didaktik.

Literaturverzeichnis

- Beßlich, Barbara/Heise, Tillmann (2021): Verfreundete Europäer. Im Kampf mit der Moderne. In: Ruperto Carola. Forschungsmagazin der Universität Heidelberg 17 (= Themenheft ›Freund & Feind‹), S. 122-131.
- Bhatti, Anil (2016): Plurikulturalität. In: Johannes Feichtinger/Heidemarie Uhl (Hg.): Habsburg neu denken. Vielfalt und Ambivalenz in Zentraleuropa. 30 kulturwissenschaftliche Stichworte. Wien/Köln/Weimar, S. 171-181.
- Bourdieu, Pierre (1991): Einführung in die Soziologie des Kunstwerks. In: Ders.: Die Intellektuellen und die Macht. Hg. v. Irene Dölling. Übers. v. Jürgen Bolder. Frankfurt a.M., S. 101-124.
- Ders. (2001): Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes. Übers. v. Bernd Schwibs und Achim Russer. Frankfurt a.M.
- Brons, Lajos (2015): Othering, an Analysis. In: Transcience 6, H. 1, S. 69-90.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1986): Kafka. Toward a Minor Literature. Transl. by Dana Polan. Minneapolis/London.
- Durdel, Patrick/Ernst, Marc Niklas: Art. ›Grenze‹. In: Patrick Durdel/Florian Gödel/Christian Lamp u.a. (Hg., 2020): Literaturtheorie nach 2001. Berlin, S. 50-57.
- Eco, Umberto (1973): Das offene Kunstwerk. Übers. v. Günter Memmert. Frankfurt a.M.
- Greiner, Florian (2014): Wege nach Europa. Deutungen eines imaginierten Kontinents in deutschen, britischen und amerikanischen Printmedien. 1914-1945. Göttingen.
- Iser, Wolfgang (1984): Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung. München.
- Johann, Wolfgang/Patrut, Iulia-Karin/Rössler, Reto (Hg.; 2019): Einleitung. Transformationen Europas im 20. und 21. Jahrhundert. Zur Ästhetik und Wissensgeschichte der interkulturellen Moderne. In: Dies. (Hg.): Transformationen Europas im 20. und 21. Jahrhundert. Zur Ästhetik und Wissensgeschichte der interkulturellen Moderne, S. 9-30.
- Klaeger, Florian/Wagner-Egelhaaf, Martina (Hg.; 2016.): »Europa gibt es doch...«. Krisendiskurse im Blick der Literatur. Paderborn.
- Luhmann, Niklas (1995): Die Kunst der Gesellschaft. Frankfurt a.M.

- Ders. (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. 2 Bde. Frankfurt a.M.
- Lützeler, Paul Michael (1992): *Die Schriftsteller und Europa. Von der Romantik bis zur Gegenwart*. München.
- Lützeler, Paul Michael (Hg.; 1987): *Plädoyers für Europa. Stellungnahmen deutschsprachiger Schriftsteller 1915-1949*. Frankfurt a.M.
- Nietzsche, Friedrich (1980): Inwiefern es in Europa immer »künstlersicher« zugehen wird. In: Ders.: *Die fröhliche Wissenschaft. Kritische Studienausgabe [KSA] in 15 Bänden*. Hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München, Bd. 3, S. 595-597 (= Abschn. 356).
- Novalis (1977): *Schriften. Das Werk Friedrich von Hardenbergs*. Hg. v. Paul Kluckhohn u. Richard Samuel. 6 Bde. Stuttgart.
- Patrut, Iulia-Karin/Rössler, Reto (Hg.; 2019): *Ähnlichkeit um 1800. Konturen eines literatur- und kulturtheoretischen Paradigmas am Beginn der Moderne*. Bielefeld.
- Tawada, Yoko (2011): Eigentlich darf man es niemandem sagen, aber Europa gibt es nicht. In: Dies.: *Talisman*. Tübingen, S. 44-52.
- Tynjanov, Jurij (1967): *Das literarische Faktum*. In: Ders.: *Die literarischen Kunstmittel und die Evolution in der Literatur*. Ausgewählt und aus dem Russischen übersetzt von Alexander Kaempfe. Frankfurt a.M., S. 7-36.
- Wertheimer, Jürgen (2020): *Europa. Eine Geschichte seiner Kulturen*. München.